

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 18

Artikel: 1798 : Brandschatzungen, Kriegssteuern u. immer neue Leistungen für die fremde Armee [Fortsetzung]

Autor: Jaggi, Arnold

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

1798

Brandschagungen, Kriegssteuern u. immer neue Leistungen für die fremde Armee

(Fortsetzung)

Von Arnold Jaggi

Im ganzen haben demnach die Franzosen Bern allein in gemünztem Golde und Silber 15 Millionen abgenommen. Dazu kamen erst noch die Zeughausbestände und die Lieferungen von Staat und Gemeinden, die anfangs ohne jede Entschädigung blieben. Zählt man all das zusammen, so kommt man schätzungsweise zum Schluß, daß Bern bis zum 1. Mai 1798 aus öffentlichem Gut etwa 24 Millionen auf den Altar Frankreichs legen mußte. Das war, auf den Kopf ausgerechnet und die veränderte Kaufkraft mitberücksichtigt, mehr als das Doppelte der Kriegsentchädigung, die Frankreich 1871 an Deutschland zu entrichten hatte. Was das Privateigentum in dieser Zeit durch Plünderungen, Raub und Zwangsabgaben eingebüßt hat, ist hierin nicht inbegriffen.

Da das helvetische Direktorium sah, daß das öffentliche Gut überall gefährdet war, wies es die Regierungstatthalter an, alle öffentlichen Kassen, Magazine und Bibliotheken mit dem helvetischen Siegel zu versehen. Allein das nützte nichts. Am 21. Mai 1798 z. B. begab sich ein französischer Beamter, begleitet von sieben Soldaten mit aufgezplantem Bajonett, in die solothurnische Schatzkammer, riß die Siegel weg und raubte das Staatsvermögen. Man sah selbst die einzelnen Soldaten in die Geldfäcke greifen und ihre Taschen füllen.

* * *

Bis dahin war die Stadt Zürich von Truppen verschont geblieben. An einem Morgen in den letzten Tagen April jedoch erschienen plötzlich vor dem Rathaus zwanzig Husaren auf schweißtriefenden Rossen. Im Laufe des Nachmittags folgte Truppenabteilung auf Truppenabteilung. Am Abend sah man Schauenburg über eine der Brücken spazieren. „Es ist ein sehr großer, schöner Mann“, berichtet ein Tagebuchschreiber. Anfangs Juni begab sich Rouhière mit einem Gefolge zur Schatzkammer im Grossmünster. Sie entfernten das helvetische Siegel und schickten nach den Schlüsseln, erhielten sie aber nicht. Da ließ Rouhière einen Schloffer holen. Als der Regierungstatthalter gegen die Gewalttat protestierte, antwortete ihm einer der Franzosen — Rapinat — kurz: „Hier die Bajonette!“ Eine Wache wurde aufgestellt, und bald verlud man den Schatz auf Wagen.

Zwei Zeitungen berichteten wahrheitsgetreu über diesen Vorgang. Die Redaktoren mußten darauf vor Rapinat und Schauenburg erscheinen. Dieser verbot ihnen bei Strafe von hundert Stockprügeln auf den Hintern oder besonders entehrender Verstümmelung „vor der Front der Armee, weder Gutes noch Böses von den Kommissarien, von ihm oder von seinem Heer zu schreiben“. — Das war französische Pressefreiheit.

Ähnlich wie die Staatsgelder Berns, Solothurns und Zürichs wurden auch die Luzerns und Freiburgs geraubt und zum Teil unterschlagen. Zudem leerten die Franzosen auch hier Zeughäuser und Magazine und verschleuderten ihren Inhalt.

Die Befreier begnügten sich mit all dieser Beute noch nicht. Schon der Konvent hatte höhnisch erklärt, Frankreich sei nicht reich genug, um Europa gratis zu befreien. Wie andere Völker, so bekamen auch die Schweizer das gründlich zu verspüren. Die französischen Machthaber in unserm Lande verlangten von den alten Regenten Zürichs und der vier Patrizierorte, sowie von den Klöstern St. Urban, Luzern und Einsiedeln eine Zahlung von zusammen 16 Millionen Livres. Hievon sollte Bern 6, Freiburg, Solothurn und Luzern je 2, Zürich 3 Millionen und die erwähnten Klöster eine entrichten. Als Geiseln wurden zwölf Patrizier aus Bern und acht aus Solothurn nach Straßburg

und Hüningen abgeführt. Es war den sechsundsiebzig bernischen Familien ganz unmöglich, die 6 Millionen aufzubringen. Schließlich glückte es Jenner, sie auf 2 herunterzumarkten. Die Steuer lastete auch so noch schwer genug auf den Betroffenen. Sie mußten eines Tages ihr Silbergeschirr forbweife aufs Rathaus tragen und in einem Zimmer ausschütten. Nach und nach türmte sich ein gewaltiger Haufe auf. Es kam vor, daß die französischen Angestellten sich dieses und jenes besonders schöne Stück ohne weiteres zueigneten. Um das zu verhindern, zerfchlug und zerstampfte Ratsherr Albrecht Rudolf von Büren sein Silberzeug mit einem Hammer, bevor er seine Söhne mit den zwei großen Körben von Haus schickte. Das Abgelieferte wurde nur nach dem Gewicht und zu niedrig berechnet. Das ermöglichte zuweilen den betreffenden französischen Funktionären, die das Zusammengetriebene verkauften, große Zwischengewinne zu machen.

In Freiburg, Solothurn und anderswo hatten die alten regimentsfähigen Familien ebenfalls unendliche Mühe, das verlangte Geld zusammenzubringen. Umsonst suchten sie im Ausland gegen hohe Zinse Kapitalien aufzunehmen. Es blieb ihnen nach Ablieferung des Silbers zuletzt nichts anderes übrig, als ihren einheimischen Schuldnern — es betraf Handwerker, Kaufleute und vor allem Bauern —, die Gülten zu kündigen. Diese Schuldner konnten aber vielfach ihrerseits nicht bezahlen und mußten zusehen, wie man begann, ihre Güter unter den Hammer zu bringen und wie die Preise der Liegenschaften sanken. Es zeigte sich hier, wie das Wohl und Wehe der einen Volksschicht von dem der andern abhängt. Die einsehenden Betreibungen schufen natürlich Beunruhigung. Kantonale Verwaltungskammern und Statthalter machten das Direktorium darauf aufmerksam und deuteten an, daß die Leute an den Bettelstab kämen und revolutionäre Bewegungen entstehen könnten.

* * *

Als Zürich die Nachricht erhielt, daß die Mitglieder der alten Regierung 3 Millionen Livres zahlen sollten, „war alles betrübt“. Die Wahlmänner der Stadt versammelten sich, um zu beraten, wie die Summe zusammenzulegen sei. Sie wurden jedoch bald schlüssig, dieses Geschäft „den alten Gnädigen Herren“ zu überlassen. Nun mußten diese auf den Plan treten. „Ach, Gott“, so seufzt unser Tagebuch-Verfasser, was war das für „eine traurige Session in der ehemaligen Rät- und Burgerstube! Die Franken machen uns arm. Hat der Reiche nichts mehr, so kann er dem Handwerker keine Arbeit geben. O, wie wird es in den Haushaltungen aussehen!“

In der Tat: Handel und Gewerbe stockten. In Basel waren im Mai 1798 6000 Arbeiter brotlos, zum Teil deshalb, weil der Gotthardpaß wegen militärischer Beanspruchung auf längere Zeit gesperrt wurde.

Besonders schwer trug das Land daran, daß es die französische Armee mit ihren Rossen, ihrem Weibetroß und ihren Lazaretten, sowie die nach Italien durchziehenden Heeresmassen unterhalten mußte, galt doch der Grundsatz: Die Truppen sollen „allenthalben, wo sie seien, stehend oder reisend, in Korps oder einzeln, auf der Einwohner Unkosten leben“. So hatten Stadt und Land jahraus, jahrein zwangsweise ohne Entschädigungen oder gegen wertlose Gutscheine gewaltige Mengen Brot, Wein, Branntwein, Salz, Kerzen, Heu, Stroh, Hafer und Holz zu liefern, von der Stellung des Schlachtviehs und der Pferde nicht zu reden. — Bis zum 1. Mai 1798 mußte Bern allein 4200 Roffe übergeben. Rouhière konnte gegen Ende des Jahres

seiner Regierung mit Stolz melden, die helvetischen Schätze, die zuvor hinter Schloß und Riegel gelegen, seien für die Bedürfnisse der Armee verwendet worden. Sie lieferten, wie erwähnt, 3 Millionen für den Feldzug Bonapartes nach Ägypten, 1,500,000 Franken für den rückständigen Sold der italienischen Armee, weitere 400,000 Franken nach Zisalpinien, „und doch haben wir uns während mehr als acht Monaten selbst erhalten. Die Kavallerie ist neu beritten, die ganze Armee ist genährt, gekleidet, besoldet worden, ohne daß es die französische Republik einen Pfennig gekostet hätte“.

Der Fall des alten Bern

Das Trommelfeuer der Propaganda lähmt die Schweiz und isoliert Bern

Mit zwei Figuren suchte Frankreich seinen Kampf um die Schweiz zu gewinnen, mit dem Krieger und mit dem Revolutionsmann oder den Revolutionsmännern, den einheimischen oder den ins Land geschickten. Der bekannteste unter diesen letzteren ist der oft erwähnte Josef Mengaud. Er kam im September 1797 in die Schweiz. Um die Jahreswende wurde er zum ordentlichen Geschäftsträger, zum Gesandten, ernannt. Man

hatte ihm die Aufgabe gestellt, die Schweizer zu bearbeiten, sie mit schönen Worten zu locken, zu bezaubern, zu entzweien, aufzustacheln und zu verwirren. Er hatte zu lügen, zu wühlen, das Land zu umgarnen, zu unterhöhlen und ins Unglück zu stürzen. Dem, was er als Amtspflicht übernahm, genügte er nicht etwa bloß von außer her um des Lohnes willen. Er machte sie vielmehr zu seiner Sache und seinem Anliegen. Die Revolutionierung der Schweiz sollte sein Werk sein. Wer ihn in seinen Lieblingsgedanken und Unternehmungen störte, wer ihm Widerstand leistete, wer den Erfolg gefährdete, den haßte er mit seinem ganzen Ingrim. Zuweilen raste er in seinen Schreiben wie ein Fieberkranker. Als anfangs Februar die Solothurner Regierung ungefähr vierzig Neugesinnte hinter Schloß und Riegel gesteckt hatte, da meldete er das wutschnaubend dem Direktorium und knirschte: „Ah, wenn ich nicht Euren Tadel fürchten müßte, wie wollte ich Euch die Kanaille zurichten!“ Und dann spricht er davon, was es in diesem selben Kanton für hübsche Flüßchen gäbe und was für ein Vergnügen er daran fände, „die Fische in ihnen mit dem frischen Fleisch der Priester und Oligarchen zu mästen“. Das Direktorium mußte den Ungebärdigen gelegentlich in die Schranken weisen.

Fortsetzung folgt.

Knospen springen

Glänzend und klebrig, wie frisch lackiert, werden die Knospen durch die ersten Strahlen der wärmenden Frühlingssonne. Da weiß ich, daß die Zeit eines großen Schauspiels gekommen ist. Wer das Wunder der Blattwerdung einmal aus nächster Nähe beobachten konnte, dem geht der Sinn gewisser Worte, die wir ganz allgemein für wachsendes Leben brauchen, in ihrer ursprünglichen Bedeutung wieder auf: Entwicklung — sehen wir da nicht wie braune Hülsen gelöst werden? — Entfaltung — bricht da nicht das zusammengelegte Blatt hervor und breitet sich aus?

Um ja nichts zu versäumen und alles aus nächster Nähe betrachten zu können, hole ich mir einige Zweige der Kostkastanie herein und stelle sie in frisches Wasser mitten auf meinen Tisch, wo ich sie immer vor Augen habe. Die Knospen schwellen von Tag zu Tag — bis plötzlich die braunen Schuppen, die die dicken Köpfe glatt umschließen, nicht mehr richtig passen. Unter der braunen Schicht wird eine zweite, gelblich-grüne sichtbar. Schon denke ich: Nun kommen die Blätter — aber so schnell geht das nicht! Es sind abermals Hülsen. In verschwenderischer Fürsorge hat die Natur Schutz für das entstehende Blatt geschaffen.

Werden die Tage wärmer, drängt das Leben unaufhaltsam vorwärts: Die Schuppen werden von innenher geradezu aufgebrochen. Was da drinnen so ungestüm ans Helle will, wird nun als seidenzarter, weißlich-grauer Flaum erkennbar. Wie frisch aus dem Ei geschlüpfte Vögelchen, so weich und hilflos und ebenso ungelent liegen die noch ungeformten, enggefalteten Blätter zwischen den glänzenden Schuppen der gesprengten Kapself.

Ein paar Tage scheinen die Nesthäkchen sich nur wenig zu rühren. Wie schützende Hände umspannen die zukünftigen Blätter noch sorgsam das Knospenherz, als einen sehr kostbaren Schatz.

Doch eines Morgens haben zwei der kleinen Hände sich vom Blattknäuel gelöst und ragen wie inbrünstig bittend ins Licht. Die Sehnsucht eines ganzen Winters wirft sich mit diesen weißschimmernden, pelzigen Händchen der wärmenden Sonne zu.

Wer nun in mein Zimmer kommt, staunt über den „Blumenstrauß“. Gelblich, zart und kostbar wie tropische Riesenblüten, sehen die mächtigen Blattknospen von weitem aus, und

jeder entdekt bei näherem Zusehen gleich die sehnsüchtig gehobenen Ärmchen: Hier ein Paar und da noch zwei — aus jeder Knospe reckt es sich bettelnd. Die fünf Blattrippen bilden deutlich die Finger, unter dem feinhaarigen Pelz wird auf der inneren Handfläche frisches Grün sichtbar und neue Bewegung kommt in die gehobenen Glieder.

Was bis jetzt gleichmäßig aufwärtsstrebte wird plötzlich pathetisch, sozusagen im Handgelenk, zurückgeworfen. Und ich denke still für mich: Nun beginnt das Deklamieren. Wie kleine Gnome sitzt es auf allen Zweigen. Immer vielfältiger werden die Handstellungen. Fast lächerlich großartig oder präziös gespreizt die einen, wie bei scheuen Kindern ängstlich vors Gesichtlein gepreßt, die andern. Hier wird zimperlich und geziert ins Leere gegriffen, dort aber heben sich segnende Hände andächtig empor.

Nun haben die Knospen in freier Luft und Sonne meine eingestellten schon längst überholt. Aber auf allen Bäumen kann ich ja die Fortsetzung sehen. Goldig und samten wie unerklärliche Kostbarkeiten stehen sie gegen den brandblauen Himmel.

Von Tag zu Tag kehren sich die Blattrippen der einzelnen Lappen mehr nach außen, und damit verschwindet allmählich der graubraune Flaum. Sämtliche Blätter haben nun die Blütenknospe frei gegeben und hängen knallgrün und spitzwinklig, wie gebrochen, vom Stengel, alle streng senkrecht nach unten. Es sieht fast aus, als seien sie ob der vielen Arbeit müde und hängen kraftlos, schlapp und welk — berührt man sie aber, findet man sie zum Knacken frisch und die scheinbare Erstarrung ist wie ein letztes Atem-Anhalten vor der Vollendung.

Dann kommt plötzlich ein großes Strecken und Auseinanderpreizen — die Blätter erhalten ihre endgültige Handform. Noch etwas steif und jugendlich, ungelent zuerst, aber von Tag zu Tag sieht man sie wachsen. Mit dem Größerwerden erhalten sie neue Geschmeidigkeit. Die einzelnen Finger hängen wieder leicht und regen sich spielend im kleinsten Hauch — jetzt sind sie im Dirigentenstadium!

Während das Laub sich immer mehr senkt, ist die Blütenknospe ins Licht gewachsen. Als lange Ripse strebt sie aus dem Blattbüschel am Ende jedes Zweiges hervor. Warten wir noch ein Weilchen — bald, gar bald, werden diese unscheinbaren Stengel aus dicke, weiße Kerzen, so senkrecht und feierlich über den ganzen Baum verstreut, wie lauter Jubel in den Himmel ragen!

Gertrud Weigelt.